

Hölle

Dann wird er zu denen auf der Linken sagen: „Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das für den Teufel und seine Engel bestimmt ist!“

Bibel, Mt 25,41



Mit Feuer spielt der zitierte Vers auf ein im Süden Jerusalems gelegenes Tal an, das für Kinderopfer verwendet wurde. In den außerbiblischen Schriften der jüdischen Apokalyptik ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. wird dieses Tal als endzeitlicher Strafort benannt: die „gehenna“ (= Feuerhölle, aram.). Dabei schwingen viele andere Vorstellungen der antiken Welt mit: Die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta, spricht häufiger vom „abyssos“ (ἄβυσσος), von Abgrund oder Tiefe, bzw. vom „hades“ (ᾗδης) als Übersetzung des hebräischen Begriffs „scheol“. Die „scheol“ ist das Land der Finsternis und der Schatten, in dem gottverlassene Existenzen wohnen, fernab jeder Beziehung zu ihrem Schöpfer (Ijob 10,21 f; Ps 6,6). Wann immer Krankheit, Krieg und Tod drohen, drängt die „scheol“ gierig in den Kreis der Lebenden und schnappt nach ihnen mit geöffnetem Schlund (Spr 1,12; Ijob 24,19; Jes 15,14).

Erst in der jüdischen Apokalyptik und durch die iranisch-hellenistisch beeinflusste Lehre von der Unsterblichkeit der Seele kommt langsam die Vorstellung auf, dass es einen Ort geben muss, an dem eine Richterfigur (Gott oder der Menschensohn) die Gerechten belohnt und die Ungerechten bestraft. Was einst der Aufenthaltsort aller Toten war, die „scheol“, entwickelt sich in den religiösen Gruppierungen der Pharisäer und Essener zur Hoffnung auf die Wiederherstellung von Gerechtigkeit – eine Hoffnung, die möglicherweise nicht zuletzt auch der Erfahrung der Ohnmacht in Zeiten der römischen Fremdherrschaft geschuldet war.

Jesus teilt diese Vorstellungen und unterstreicht mit dem Verweis auf ein ewiges Feuer oder auf die „Finsternis da draußen, wo Heulen und Zähneknirschen herrscht“ (Mt 8,12), den Ernst seiner Forderung nach einem barmherzigen und gerechten Umgang gerade mit den bedürftigsten Mitmenschen. Wer ungerührt bleibt von ihrer Not, wird im endzeitlichen Gericht genauso bestraft werden wie alle lebensfeindlichen Mächte und Gewalten. Unverantwortliches Handeln rächt sich irgendwann und ein gerechter Gott steht auf Seiten der Opfer. Damit ist keiner Drohbotschaft das Wort geredet, wie sie die

schwarze Pädagogik der Kirche jahrhundertlang prägte. Korrigiert wird aber die süßlich-kitschige Vorstellung vom „lieben Jesus, der uns doch immer alle lieb hat, egal was wir tun“. An ihre Stelle tritt der Ernst einer freien Entscheidung, die Konsequenzen nach sich zieht.

Literaten haben das immer verstanden: Von Dantes „Göttlicher Komödie“ über Jean-Paul Sartres „Geschlossener Gesellschaft“ und Friedrich Dürrenmatts „Der Meteor“ bis hinein in moderne Jugendliteratur (Louis Sachar: „Löcher“) schildern sie Hölle als die totale Isolation des beziehungslos gewordenen Egozentrikers. Die Hölle auf Erden bereitet sich der Mensch schon selbst, er braucht keinen Gott dazu. Das gilt individuell-persönlich, aber auch im Hinblick auf Gesellschaft und Umwelt. Die Hölle ist die letzte Konsequenz einer zu Ende gedachten menschlichen Freiheit.

Bleibt sie am Ende der Tage aber nicht doch leer, wie der Theologe Hans Urs von Balthasar es im Hinblick auf die Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus vorgeschlagen hat? Was die Massenmörder dieser Welt erwartet, weiß kein Mensch, und die Hoffnung auf erlösende Liebe stirbt zuletzt. Doch erinnert die Rede von Hölle und Gericht auch noch im 21. Jahrhundert an den Ernst der Lage: Es ist nicht gleichgültig, wie Menschen handeln. Diese Einsicht bleibt eine Grunderfahrung menschlicher Existenz und unverzichtbarer biblisch-ethischer Grundimpuls eines Christentums, das die Hoffnung auf Gerechtigkeit für die Opfer der Geschichte nicht aufgibt.

Wehe jedem Stichler, Lästere, der Reichtum sammelte und zählte! Er denkt, sein Reichtum mache ihn unsterblich. O nein! Hinabgestoßen wird er in den Trümmergrund. Und was lässt dich wissen, was das ist: „der Trümmergrund“? Das Feuer Gottes, angezündet, das tief in die Herzen dringt. Siehe, es umschließt sie ganz und gar, in einer hohen Feuersäule.

Koran, Sure 104:1–9



Die Sure 104 ist eine der ersten Suren, die in Mekka verkündet wurden. Für diese Phase ist es typisch, dass der Koran die Menschen für eine eschatologische Dimension sensibilisieren möchte, um bewusst zu machen, dass jeder Mensch sich für seine Taten rechtfertigen muss. Das Höllenszenario stellt den jenseitigen Bestrafungsaspekt mit entsprechend bedrohlichen Bildern und Worten dar. Der konkrete Vers richtet sich sehr wahrscheinlich an einen der Gegner Muhammads, einen reichen Mekkaner, der aktiv gegen Muhammad und seine Anhänger vorgegangen sein soll.

Die meisten klassischen Exegeten haben die koranischen Beschreibungen der Hölle als brennendes Feuer, in dem Menschen bestraft werden, wortwörtlich verstanden und sprechen von einem materiellen Ort mit materiellen Strafen. Dabei stellt sich bis heute

die Frage, wer eigentlich in die Hölle kommt. Die klassischen Gelehrten unterscheiden zwischen einer ewigen Hölle und dem Fegefeuer. Demnach kommen Nichtmuslime in die ewige Hölle (auch wenn sie nur Gutes in dieser Welt getan haben). In das Fegefeuer kommen Muslime, die viel gesündigt haben. Diese Strafe soll sie von der Sünde läutern, damit sie dann ins Paradies kommen.

Hier stehen wir vor zwei Problemen: Erstens droht die Angst vor dem Höllenfeuer zum Hauptmotiv des Glaubens und des aufrichtigen Handelns zu werden. Aber was hat Gott davon, wenn an ihn nur aus Angst vor einer Strafe und nicht aus einer inneren überzeugten Haltung heraus geglaubt wird? Das zweite Dilemma liegt in dem Gottesbild, das sich aus diesem Verständnis der Hölle ableitet: Wie lassen sich die Barmherzigkeit Gottes und auch seine Gerechtigkeit damit vereinbaren, dass er Menschen in der Hölle verewigen wird, und zwar nicht als Strafe für ein falsches Verhalten, sondern nur, weil sie keine Muslime sind? Sie tragen das falsche Label. Handelt es sich hier nicht um das Bild eines gewalttätigen Gottes? Dies veranlasste einige klassische Gelehrte wie Ibn Taimiya (gest. 1328) und seinen Schüler Ibn Qayyim al-Dschauziyya (gest. 1350) dazu, von der Vergänglichkeit der Hölle zu sprechen. Diese Position hat sich aber bis heute nicht durchgesetzt.

Heute werden immer mehr Stimmen laut, welche die Rede von der Hölle als eine Metapher verstehen, und zwar für einen geistigen Zustand der Gottesferne – nicht im Sinne des Nichtglaubens an Gott, sondern im Sinne des Nichtglaubens an das, was Gott ist: Liebe und Barmherzigkeit. Gott geht es nicht um Labels wie Muslim oder Christ, gläubig oder nichtgläubig und schon gar nicht um sich selbst, sondern um die Haltung und das Handeln des Menschen im Hier und Jetzt.

Ich verstehe die Rede von der Hölle im Koran als Beschreibung eines Transformationsprozesses, der das Ziel hat, dem Menschen zu seiner Vervollkommnung zu helfen. Die Hölle ist demnach kein bloßer Ort, an dem Gott Rache an dem Menschen nimmt, vielmehr ist sie ein Ort des Leidens, der symbolisch für das Leid und die Qualen steht, die der ungerechte Mensch im Laufe dieses Transformationsprozesses erlebt. Dabei begegnet er einerseits der unendlichen Barmherzigkeit und Liebe Gottes. Dies versetzt ihn in Scham und Demut, weil ihm bewusst wird, dass er in seinem Leben durch sein ungerechtes Handeln Nein zu dieser Liebe und Barmherzigkeit gesagt hat. Andererseits wird er mit seiner eigenen Wahrheit konfrontiert, mit seinem wahren „Ich“, mit seinen Verfehlungen, Schwächen und dunklen Seiten usw.

Soll die Aufdeckung der Sünden und das Urteil über sie zur Vergebung führen, so setzt dies voraus, dass die Menschen ihre Verfehlungen einsehen. Das verursacht schmerz- und leidvolle Trauer über das Versagen, sich in dieser oder jener Situation seines Lebens Gott nicht zugewandt und seine Liebe nicht angenommen zu haben. Das Ziel dieses Transformationsprozesses ist also, dass der Mensch von der Herrschaft der Sünde befreit und auf diese Weise vervollkommnet wird, damit er in die Gegenwart Gottes eintreten kann.

Gott

Ich bin der HERR und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott.

Bibel, Jes 45,5



Gottes Zeit scheint abgelaufen. Postmoderne Religiosität und Spiritualität kommen ohne ihn aus. Innerhalb der Kirchen ist zwar noch die Rede von ihm, doch erstickt Gott dort langsam, aber sicher in starren Formeln. Alleine die Mystiker und Mystikerinnen jenseits und diesseits der Theologie riskieren es, von der Erfahrung des Wesens zu sprechen, das sie im Gebet anrufen und „das weder ein Etwas noch ein Jemand ist“ (Hans-Joachim Höhn). Für sie ist Gott „Fließendes Licht“ (Mechthild von Magdeburg), „Power-in-relationship“ (Carter Heyward), „Das, was uns unbedingt angeht“ (Paul Tillich), „Die absolute Zukunft der Welt“ (Karl Rahner). Sie alle berufen sich auf die Bibel, in der Gottes Dasein von der ersten bis zur letzten Seite als ganz selbstverständlich angenommen wird. Nicht die Frage seiner Existenz oder Nichtexistenz steht im Mittelpunkt, sondern die Frage seiner Wirkmächtigkeit.

Was den Gottesnamen angeht, so beginnt alles mit Mose: Er und seine Gruppe bringen die Verehrung des Gottes JHWH aus Ägypten mit und machen die Israeliten mit ihm bekannt. Vermutlich hatte Mose diesen Gott bei den Nomadenstämmen der arabischen Wüste, den Midianitern und Kenitern, kennengelernt. Moses historische Existenz liegt zwar im Dunkeln, doch ist zumindest der Name des Gottes, der sich ihm im Dornbusch offenbarte, um 840 v. Chr. erstmals außerbiblich auf der sogenannten Mesha-Stele des Königs Moab bezeugt. JHWH leitet sich von einer nordwestsemitischen Verbform ab und bedeutet wörtlich so viel wie: „Ich werde sein, der ich sein/als der ich mich erweisen werde.“ Neben JHWH existierten in Israel zunächst allerdings viele weitere Gottheiten, die mit lokalen Altären und Heiligtümern verbunden waren. Über Jahrhunderte hinweg entwickelte sich aus der Alleinverehrung JHWHs (Monolatrie) unter dem Einfluss der sogenannten deuteronomistischen Bewegung und der Propheten nach dem Ende Israels (722 v. Chr.) und dem Ende Judas (587 v. Chr.) der Monotheismus. Der bildlose Gott (Ex 20,4), der sein Volk Israel erwählt hat, beansprucht, der eine und einzige Gott zu sein: „Ich bin der HERR und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott.“ (Jes 45,5)

Weder das Alte noch das Neue Testament entfalten eine systematische Gotteslehre, weshalb die christlicherseits immer noch beliebte Rede vom „liebenden Gott des Neuen Testaments“ im Kontrast zum „strengen Gott des Alten Testaments“ von vornherein falsch ist. Die Bibel berichtet einfach von den vielfältigen Erfahrungen von Menschen mit Gott: Gott als Schöpfer macht auf den ersten Seiten der Bibel den Unterschied zwischen Sein und Nichts, und so verkündet auch der Apostel Paulus Gott als neuschaffende Macht, welche „die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 2,14) bzw. am Ende der Welt als Richter ihren Schlusspunkt setzt. Gott befreit sein Volk aus der ägyptischen Gefangenschaft, und so verkündet auch Jesus die Königsherrschaft Gottes als Befreiung von der Sorge um sich selbst (Mt 6,25 ff.), als Anbruch von Gerechtigkeit und Versöhnung. Eher selten, nämlich nur im Johannesevangelium und im Hebräerbrief, spricht das Neue Testament explizit von Jesus als Gott. Anknüpfend an die biblischen Zeugnisse fassen die späteren Konzilien, allen voran das Konzil von Nicäa (325 n. Chr.), die Vielfalt der biblischen Gotteserfahrungen in das trinitarische Gottesbekenntnis zusammen: *Ein* Gott in drei Personen: Gott-Vater, Gott-Sohn, Gott-Heilige Geistkraft. Power-in-relationship!

Oder sind sie von nichts erschaffen? Oder sind sie selber die Schöpfer? Oder haben sie die Himmel und die Erde selbst erschaffen? Aber nein! Sie sind noch immer nicht überzeugt. Oder verfügen sie über die Schätze deines Herrn? Oder sind sie die Allmächtigen? Oder haben sie einen anderen Gott als Gott? Gepriesen sei Gott. Er ist erhaben über das, was sie beigesellen.

Koran, Sure 52:35–43



Diese Verse stammen aus der frühmekkanischen Phase zu Beginn der Verkündigung Muhammads. Adressaten dieser rhetorischen Fragen waren diejenigen Mekkaner, die nicht an die Existenz eines Schöpfergottes geglaubt haben. Dabei argumentiert der Koran, dass die Existenz der Menschen und die des Universums (Himmel und Erde) einen Ursprung außerhalb ihrer selbst haben müssen. Diese Argumentation erinnert an den antiken und mittelalterlichen kosmologischen Gottesbeweis. Dieser geht davon aus, dass das Universum seine eigene Existenz nicht begründen kann und deshalb auf einen transzendenten Grund verweist. Zu den Adressaten Muhammads, die andere Götter angebetet haben, sagte er an einer anderen Stelle herausfordernd: „Gott hat die Himmel ganz ohne Stützen erschaffen, die ihr sehen könntet, auf die Erde fest gegründete Berge gesetzt, dass sie mit euch nicht wanke, und verteilte auf ihr Tiere aller Art. Wir senden Wasser vom Himmel hinab und lassen auf ihr Pflanzen jeglicher edlen Art wachsen. Das ist Gottes Schöpfung. So zeigt mir, was eure Götter erschaffen haben!“ (Koran 31:10–11)